

Kenia: Dorf ohne Männer

# «Gemeinsam sind wir stark und mutig»

Sechzig Samburu-Frauen haben ihr Leben selbst in die Hand genommen und das Dorf Umoja gegründet. Hier ist ihre Zuflucht gegen Zwangsheirat, Genitalverstümmelung und Vergewaltigung. Blanca Imboden hat Umoja besucht.



Gemeinsam singen, beten, tanzen, arbeiten.

Es ist gnadenlos heiss und trocken im Norden Kenias, wo das Volk der Samburu lebt. Seit Jahren hat es keine richtige Regenzeit mehr gegeben. Jetzt wird es immer schlimmer. Überall sind Tiere elend verendet. Am besten geht es noch den Kamelherden, die ab und zu am Strassenrand zu sehen sind.

Nairobi, wo die Regierung ihre Gesetze erlässt und manchmal auch durchsetzt, ist weit weg. Hier wird noch nach Stammesgesetzen gelebt. Das ist hart für die jungen Samburu-Frauen, die von ihren Vätern für möglichst viele Kühe verkauft werden und dann in den absoluten Besitz ihres Ehemannes übergehen. Diesen Männern sind sie auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, auch wenn sie geschlagen und misshandelt werden.

## Hart, aber selbstbestimmt

Rebecca Lolosoli hat vor zwanzig Jahren das Frauendorf Umoja gegründet. Es brauchte viel, den Verwalter der Region von der Idee zu überzeugen, um dann die Genehmigung des kenianischen Ministeriums für Kultur und Soziales zu bekommen. Ab diesem Zeitpunkt gehörte das Land, auf dem heute das Dorf steht, den Frauen. Mit Argwohn wurden sie all die Jahre beobachtet, aber das Dorf funktioniert zum Erstaunen der Nachbarn gut.

Etwa sechzig Frauen mit vielen Kindern leben hier. Jede Frau, die neu ins Dorf kommt, erhält sechs Ziegen und einen Bock. Die ersten Jungtiere gehen an die Gemeinschaft zurück. Zurzeit sind viele Frauen fort, denn sie mussten mit ihren Kühen auf der Suche nach Nahrung weit wegziehen. «Unser Leben ist hart und wir arbeiten viel», erzählt Rose Ngaton Lekamis, die Vize-Chefin des Dorfes. Doch die Möglichkeit, ein selbstbestimmtes Leben führen zu können, wiegt das alles auf. «Meine Eltern haben mich mit vierzehn Jahren verheiratet. Ich wurde von meinem Mann geschlagen. Er hat nur getrunken, und wenn ich etwas verdient habe, hat er es mir abgenommen. Ich war verzweifelt, aber ich blieb. Eines Tages ist er zusammen mit allen Tieren verschwunden.» Als sie von Umoja hörte, machte sie sich auf den Weg. «Jetzt bin ich glücklich. Hier kämpfen wir für uns selber. Wenn ich etwas verdiene, nimmt mir das keiner weg.»

## Touristinnen und Touristen als Überlebenshilfe

Vor einiger Zeit haben die Frauen ein Touristen-Camp in der Nähe von Umoja aufgebaut, einfache kleine Häuser zum Übernachten. Das gibt ihnen ein kleines Einkommen. Mit Hilfe von Hilfswerken konnten sie auch ein Museumsgebäude bauen, in welchem sie den Durchreisenden die Samburu-Kultur präsentieren. «Die Touristinnen und Touristen helfen uns, zu überleben. Wenn sie auf dem Wege in den Samburu-Nationalpark bei uns vorbeikommen, ist das gut für uns. Wir zeigen ihnen, wie wir leben und verkaufen ihnen unseren Schmuck.» Die Samburu-Frauen stellen wunderschöne Halsketten aus Glasperlen

her. Drei, vier Tage brauchen sie für eines der kiloschweren Gehänge. Wird eine Kette verkauft, geht ein Viertel der Einnahmen in die Gemeinschaftskasse, den Rest kann jede für sich behalten. Aus der Dorfkasse werden Mais, Bohnen und Zucker eingekauft.

## Sehnsucht nach Sicherheit

Jede Frau in Umoja hat ihre eigene traurige Geschichte. Vergewaltigung, Genitalverstümmelung, Geschlagenwerden sind häufige Themen. «Aber wir lachen viel, lachen sogar über unsere Vergangenheit», sagt Rose. «Und wir singen, beten und arbeiten.» Das Leben in der extrem trockenen Gegend ist sehr hart und oft gefährlich. «Die Schlangen hier sind alle giftig. Im Fluss, wo wir unser Wasser holen, hat es Krokodile.» Aber wirkliche Angst haben die Frauen nur vor den Männern. Gemeinsam fühlen sie sich jedoch stark und mutig. So mutig, dass sie sogar in die Dörfer gehen und andere Frauen über ihre Rechte aufklären und gegen Genitalverstümmelung kämpfen. Kein Wunder, dass die Umoja-Frauen bei den Männern sehr unbeliebt sind. Denn jede Frau in der Umgebung kennt Umoja und jede weiss, dass sie aufgenommen wird, wenn sie Hilfe nötig hat.

Sicherheit ist der grösste Wunsch, das grösste Bedürfnis der Bewohnerinnen von Umoja. Die ältesten Söhne bewachen nachts das Dorf. Das ist auch nötig. Frauen, die sich für die Rechte der Frauen einsetzen, leben gefährlich. Die Dorfchefin Rebecca Lolosoli, die vor zwanzig Jahren Umoja gegründet hatte, ist nicht zu sprechen. «Sie ist seit Monaten auf der Flucht», erzählen die Frauen. «Ihr Ehemann tauchte hier mit einer Waffe auf und wollte sie umbringen. Er möchte uns auch das Grundstück wegnehmen, auf dem das Dorf steht. Von der Polizei gibt es keine Hilfe. Die betrachten so etwas als Familiensache.»

Aber auch unter den Dorfbewohnerinnen selber herrscht nicht immer eitel Sonnenschein, obwohl Umoja Einheit bedeutet. Das oberste Gebot für alle ist Respekt. «Wenn es Streit gibt, setzen wir uns zusammen und reden. Wer Unfrieden stiftet, wird bestraft», berichtet Rose. Als Höchststrafe gilt dies: «Die Frau muss eine Ziege hergeben, die wir dann schlachten. Wir machen ein richtiges Fest, essen, lachen und singen und die Frau muss zuschauen. Das ist hart. Meist reicht schon die Androhung einer Ziegen-Party, um einen Streit zu schlichten.»

Trotz all ihren Verletzungen, trotz der schlechten Stellung, die sie in ihrer Gesellschaft haben, bleiben die Frauen im Herzen ihrer Kultur verbunden. «Nicht alles an der Samburu-Kultur ist schlecht. Wir bewahren die guten Dinge und kämpfen gegen die schlechten», meint Rose. Und das tun sie gemeinsam und mit voller Kraft.

■ Blanca Imboden

Infos: <http://www.umojawomen.org>